

Philippe Monnier

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wunderbar erschrocken
Lauschet Herz und Ohr
Aus des Traumes tiefer,
Dunkler Welt empor.

* * *

In formaler Hinsicht ist vorab eine bei dramatischen Erstlingen seltene Verbindung von Stilgefühl und freier Bewegung zu loben. Von ängstlicher Jambenschneiderei wird man nicht sprechen dürfen, doch stören auch selten unverfrorene Keckheiten. Es fehlt ja nicht an derben Dingen: Nicht nur völlig unbekümmerte Anachronismen, auch Prügeleien kommen vor. Die Szene, wo die liebende Königin und der verliebte Kyniker verständnisinnig ihre analogen Leiden antönen, ist gewiss an der Grenze des Erschütternden: die Gegensätze drohen sich zu berühren. Aber ist auch manches *mehr Terenz als Shakespeare* — derb und frech ist zweierlei; und frech ist nichts. Man wird auch finden, dass viel Verständnis für seelisches Leben dazu gehörte, den starken *und* weichen Jüngling Hippolytos einigermaßen wahrscheinlich zu machen, nachdem durch die Wandlung der Sage ja alle natürlichen Voraussetzungen des Charakters weggefallen waren.

Die Verse sind flüssig und ziemlich durchweg rein geschrieben. Stilistische Fortschritte werden wohl vor allem im Sinne gedrängtern Ausdrucks und besserer Schlüsse möglich sein. Ansätze zur vollwertigen Sentenz sind da; so bleibt vor allem der Glaube der Glaubenslosen im Gedächtnis:

Denn Recht behalten wird doch immer, wer
Wenig vom Leben hält, vom Menschen Nichts.

Stichomythien, wie die Alten den epigrammatisch gespitzten Dialog in lauter Einzelversen nannten, fehlen fast ganz und sind doch ohne Zweifel wirksamer als die vielen zerschnittenen Verse. Wer ans alte Drama denkt, sagt sich hier wohl wieder, welche Bedeutung für den Eindruck des Vielfältigen Einheit damals die Lyrik des Chores haben konnte. Nicht als ob wir das künstlich wieder machen wollten; manche Versuche schrecken ja auch eher ab; doch macht uns eben eine Fabel im kleinen Umfang einen antiken, wenn sie ganz auf den Dialog gestellt ist, selten den Eindruck eigentlichen Reichtums. Übrigens hat Limbach in den Versen gelegentlich vollwertige lyrische Schönheiten, die sich besser finden als ausschreiben lassen.

Alles in allem handelt es sich von einem durchaus ernsthaften Künstler von tüchtigem Gehalt und ernstem Wollen. In unserm Land, das an epischer Kraft so reich und an lyrischer Fülle wenigstens nicht arm ist, darf sich ein Dramatiker besonders willkommen wissen. *Dimidium facti qui coepit habet — sapere aude!*

ZÜRICH

GOTTFRIED BOHNENBLUST



† PHILIPPE MONNIER

In meiner grünen, sonnigen Sommerfrische lese ich die kurze Notiz von dem am 21. Juli erfolgten Tod des Genfer Schriftstellers Philippe Monnier. Obwohl fern von allen Büchern, möchte ich dem Toten ein paar Worte dankbarer Erinnerung widmen.

Noch ist wenig mehr als ein Vierteljahr verflossen, seit ich Monnier bei Gaspard Vallette auch persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gefunden habe. Ein paar köstlich angeregte Stunden verbrachten wir in dem traulichen Studio, dessen große, schöne Bibliothek von reicher geistiger Arbeit, vom stillen Glück des Zusammenlebens mit Büchern erzählt, einem Glück, das ja gerade Vallette so reizvoll uns geschildert hat. Mit derselben Zärtlichkeit hat Philippe Monnier von dem Verkehr mit einem guten Buch in der Abgeschiedenheit vom Lärm des Tages und von den Banalitäten des Lebens gesprochen. Man nehme nur seine poetisch-idyllischen Schilderungen *Mon village* zur Hand. Da findet man auch ein kurzes, seltsam ergreifendes Kapitel, in dem Monnier von dem einfachen Schreibtisch und der Feder seines Vaters erzählt, die in jenem einfachen Häuschen, das der Sohn jedes Jahr aufsucht, um auf dem Lande mit der Natur und schlichten Menschen zu leben, pietätvoll aufbewahrt bleibt; und der Sohn findet für diese Feder, die tapfer und unermüdlich geführte des heißgeliebten, hochverehrten Vaters Worte von einer melancholischen und doch so dankbaren Innigkeit, die uns unmittelbar ans Herz rühren.

Marc-Monnier, der Genfer Literaturprofessor, war dieser Vater, der auf den Sohn all seine Gaben geistiger Feinheit und rastloser Arbeitslust vererbt hat und dazu jenen Enthusiasmus für den Süden, für Italien, der in den zwei bleibend wertvollen Arbeiten des Sohnes zu neuem Leben und neuer Fruchtbarkeit erwacht ist.

Über den Lebens- und Bildungsgang des siebenundvierzigjährig Verstorbenen weiß ich so gut wie nichts. Aber das weiß ich, dass die feinste Genfer Kultur in Philippe Monnier ihren Repräsentanten hatte. Dem Genfer Collège hat Monnier seine dankbare Huldigung dargebracht. Sein *Livre de Blaise* (das unlängst in deutscher Übersetzung im Verlag von Alb. Langen in München erschienen ist) bezeugt es. Den reifen Monnier hat dann Italien lange Jahre festgehalten. Aus diesen Aufenthalten, die in Florenz und in Venedig ihre beiden entscheidenden Zentren fanden, sind die zwei schönen Bücher erwachsen, die Monniers Namen auf lange hinaus lebendig erhalten werden.

Zunächst die zwei Bände *Le Quattrocento*, die in geist- und geschmackvoller Synthese und auf Grund umfangreichster Kenntnis der Quellen und der über diese Periode erschienenen Arbeiten ein Bild jener außerordentlichen Zeit entwerfen, welche in Wissenschaft und Kunst, in Staat und Volksleben eine so unerhörte Fülle des Neuen, Frischen, Fruchtbaren zutage förderte und dem Individuum zu freier, selbstherrlicher Entfaltung verholfen hat. Neben dem Licht hat Monnier den Schatten nicht übersehen, und mit gutem Bedacht hat er als starken Kontrast an den Schluss seines Werkes das Kapitel über den Dominikanermönch Savonarola gestellt, den düstern Bußprediger, der zum sinnensfreudigen Florenz des Lorenzo Medici die dunkle Folie bildet, den Aschermittwoch nach dem Karneval.

Sein zweites Werk hat Philippe Monnier dem *Venedig des achtzehnten Jahrhunderts* gewidmet. Schriftstellerisch ist es wohl seine glänzendste Arbeit. Die helle, geistreiche, festliche Grazie, welche die Lagunenstadt im achtzehnten Jahrhundert erfüllt, welche in der Kunst eines Tiepolo, einer Rosalba Carriera, wie in den Lustspielen Goldonis und den Märchenspielen Gozzis aufblüht, welche selbst einem Abenteuererleben wie dem Casanovas den Schimmer der Liebenswürdigkeit verleiht — diese Grazie sprudelt und

sprüht auch in dem Stil Monniers. Wie entzückend feine Pastelle treten die Bilder aus diesem Venedig, das der Festsaal der internationalen Gesellschaft geworden ist, vor unsere Augen, hingeschrieben mit einer Kunst, der jede Nuance, jede Delikatesse des schildernden, malenden Wortes zur Verfügung stand. Auch dieses Venedig-Buch geht auf die Moll-Tonart aus: der ruhmlose Zusammenbruch der altberühmten Republik macht den Inhalt des Schlusskapitels aus und wirkt wie ein ergreifendes Mene Tekel.

Auf dieses prächtige Buch kam auch die Rede an jenem Sonntagnachmittag. Ich sprach mein Erstaunen darüber aus, dass es nicht längst ins Deutsche übersetzt worden sei. Und wir machten unsere Glossen über die Einsicht deutscher Verleger. Freilich, ein Meister der deutschen Sprache müsste über diese Arbeit kommen; Einer, der den glitzernden, reichgetönten geistreich bewegten Stil des Originals in unserer Sprache nachzubilden versteht; nicht sowohl ein Übersetzer als ein Nachdichter. Monnier selbst gestand, dass er sich des Deutschen nie völlig bemächtigt habe; dass er es nur zu seinen Studienzwecken genügend handhabe, und er klagte über den ungenügenden Deutschunterricht, den ihm die Schule geboten.

Geistvoll, sprudelnd wie in seinen Schriften sprang die Causerie von seinen Lippen. Über seiner lebendigen Rede vergaß man völlig, einem Mann gegenüberzusitzen, in dessen Dasein ein dunkles Verhängnis drohend die Hand reckte. Seit geraumer Zeit schon konnte Monnier nicht mehr selber lesen und schreiben: eine Augenkrankheit, ein furchtbares Erbstück, hatte das eine Auge schon blind gemacht, und das zweite war trotz allen ärztlichen Bemühungen so schwach geworden, dass es nur noch einen dünnen Schein der Außenwelt ihm vermittelte. Von einer neuen Staroperation, der sich Monnier unterziehen wollte, erzählte mir nachher Vallette. Ob sie noch ausgeführt worden ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat der Tod Phillippe Monnier gnädig die völlige Erblindung erspart. Eine tapfere, geistig aufs engste ihm verbundene Gattin stand Monnier zur Seite. Dass auch ihre Gesundheit eine schwankende geworden war in den letzten Zeiten, war ihm ein besonders tiefer Kummer.

Aber von all diesem Schweren ließ Monnier in jenen Stunden des Zusammenseins nichts merken. Das Licht des Geistes brannte hell in diesem zarten Körper; die feinen Züge des ausdrucksvollen Kopfes mit der hohen gefurchten Stirn sprachen von intensiver geistiger Arbeit und zugleich von Herzensgüte. Das letzte, was ich von Monnier gedruckt sah, war ein Nachruf auf Fogazzaro in der „Semaine Littéraire“, aus tiefster Sympathie für den ihm persönlich bekannten italiänischen Schriftsteller heraus geschrieben. Und heute schreiben wir ihm den Nekrolog und klagen um das Scheiden dieses Mannes, der eine Zierde der romanischen Geisteswelt unseres Landes gewesen ist, ein untadeliger Schriftsteller, der reiches Wissen in reife Kunst zu verwandeln verstand.

H. TROG

